

Was trennt oder verbindet in Erziehung und Unterricht? Anregungen zu einem anderen Blick

Günter Schricker

*Wir sehen die Dinge nicht, wie sie sind.
Wir sehen sie, wie wir sind.*

Talmud

Lernen als Bedürfnis

Wachsen, Reifen und Sichentfalten können sowohl in der menschlichen Evolution als auch in der Entwicklungsgeschichte des Einzelnen als notwendige Eigenschaften angesehen werden. Für die folgenden Anmerkungen werden diese als Grundbedürfnisse unter dem Begriff des Lernens zusammengefasst: Lernen mit Kopf, Herz und Hand als menschliches Grundbedürfnis. Ohne Lernen keine Bildung, keine florierende Wirtschaft, keine demokratische Staatsform, kein modernes Leben. Ohne breit angelegtes Lernen gibt es für die meisten Menschen kaum ein Überleben in der zivilisierten Welt.

Die Befriedigung dieses Bedürfnisses erfüllt uns mit Freude. Unsere Kinder zeigen dies am deutlichsten, wenn sie etwas können, was sie vorher nicht konnten.

Um dieses Lernen zu optimieren, wurde es im Laufe seiner Entwicklung mehr und mehr organisiert. Demzufolge findet Lernen heute statt mit ausgebildetem Lehr- und Erziehungspersonal, in speziellen Lehr- und Ausbildungsräu-

men, mit geprüften und zugelassenen Lehrmaterialien. Im Rahmen eines gesellschaftlichen Konsenses wird das Lernen nach entsprechenden Vorgaben beziehungsweise Lehrplänen gestaltet. Überwacht wird das organisierte Lernen von eingerichteten Ämtern wie zum Beispiel Schulaufsichtsbehörden.

Lernen als Problem

Wie konnte es dazu kommen, dass das Lernen heute nach Ansicht vieler Menschen zu einem weltweiten Problem geworden ist? Die meisten Menschen erleben das Lernen als anstrengende, manche sogar als gefürchtete oder gehasste Tätigkeit. Die Strategien zur Vermeidung von Lernen sind vermutlich ähnlich zahlreich entwickelt wie die Motivationshilfen zum Lernen.

Aufmerksamen Beobachtern der organisierten Lernwelt erscheint der dadurch erzielte Ertrag im Vergleich zum Aufwand eher gering. Viele moderne Länder beklagen das staatlich organisierte Lehren und Lernen als eine teure Angelegenheit.

Mit dem erhöhten Aufwand stieg jedoch keineswegs die Zufriedenheit mit den Institutionen des Lernens. Nach einer groß angelegten Erhebung aus dem Jahr 2004 halten 77%

aller Deutschen die öffentlichen Schulen für verbesserungsbedürftig¹.

Lehrer öffentlich als „faule Säcke“, „Freizeitkünstler“ oder als „Störenfriede, die uns Probleme bereiten, die wir ohne sie nicht hätten“, zu bezeichnen, bringt immer Beifall von vielen Seiten. Im Kabarett dienen sie manchmal als die „Lachnummer der Nation“.

Wie sich das Personal in den Schulen fühlt, kann man vielleicht auch aufgrund der extrem hohen Zahl der krankheitsbedingten oder freiwillig beantragten vorzeitigen Pensionierungen vermuten. Nicht einmal 10% der deutschen Lehrkräfte erreichen das gesetzliche Pensionsalter und damit ihre volle Pension. Die anderen geben unter finanziellen Einbußen vorzeitig auf. Zugleich wird von ihnen erwartet, dass sie ihren Schülern in erster Linie eine gut fundierte Lebenstüchtigkeit vermitteln. Was durch die hohe Zahl der früh pensionierten Lehrkräfte den Schülern im sogenannten heimlichen Lehrplan eigentlich vermittelt wird, wäre vielleicht angesichts der resignativen Lebenseinstellung vieler junger Schulabgänger einer Überlegung wert.

Wer hat den „schwarzen Peter“?

In der öffentlichen Diskussion über die Verbesserung von Bildung ist seit Langem das Hin- und Herschieben des „schwarzen Peters“ ein beliebtes Spiel geworden. Als Reaktion auf öffentliche und persönliche Angriffe bezeichnen neuerdings die Lehrer die Eltern als „die Störer aus der zweiten Reihe“². Nach Meinung renommierter Erziehungswissenschaftler werden 40% aller Familien als bildungsfern eingestuft, die sich nicht um ihren Nachwuchs kümmern. „Wir müssen die Kinder aus diesen Familien rausholen, früher einschulen, in Ganztagschulen unterbringen und auch in den Ferien und am Samstag unterrichten“, meint dazu der Erziehungswissenschaftler und Präsident der FU Berlin, Professor Dr. Dieter Lenzen³.

Unter dieser „Begleitmusik“ werden schon seit vielen Jahren große politische und wissenschaftliche Anstrengungen zur Reform unseres Bildungswesens vom Kindergarten bis zur Hochschule unternommen. Die Zahl der Untersuchungen, Veröffentlichungen, Fernsehsendungen und Maßnahmen zur Unterstützung von Schule und Erziehung stieg gerade in den letzten Jahren wieder sprunghaft an. Mit wissenschaftlichen Erhebungen, Analysen und Problemlösungsvorschlägen versucht man meist über besonders eingesetzte Kommissionen dem beizukommen, was einige Beobachter eine „Bildungsmisere“ nennen. Politik und Verwaltung sehen sich unter großem Zwang, Erfolge in ihren Reformbemühungen gegenüber der Öffentlichkeit vorzuweisen.

Reformmaßnahmen im traditionellen Denken

Aus dem Munde einzelner betroffener Erzieherinnen und Lehrkräfte höre ich jedoch immer wieder eine gewisse

unüberwindbare Skepsis über die getroffenen Maßnahmen. In Fortbildungstagungen lauschen sie vielen klugen Erkenntnissen von Experten, fühlen sich durch sie manchmal bestätigt oder angeregt. Doch an ihrem Arbeitsplatz, beim nächsten Konflikt mit einem Schüler oder bei Lernverweigerung einer ganzen Klasse fragt sich der Einzelne oft: „Und was hat sich jetzt bei mir geändert?“ Wenn Lehrkräfte ihre Zeit für Fortbildung opfern, möchten sie etwas mitnehmen, womit sie ihren Aufgaben möglichst konkret neu begegnen und effektiver ihre Arbeit bewältigen können. Doch oft hört man nach Fortbildungsveranstaltungen auch Kommentare wie „Alter Wein in neuen Schläuchen“ oder „Immer wieder erfinden sie das Rad von Neuem“ von meist eher älteren Teilnehmern. Sie wollen sich auf die Frage, „Was hat es mir für meine Arbeit wirklich gebracht?“, eine klare und anwendbare Antwort geben können.

Um die Welt in Schule und Kindergarten wirklich anders als vorher zu erleben und gestalten zu können, bedarf es in vielen Fällen einer grundlegenden Veränderung eingefleischter und lange erworbener Einstellungen und Haltungen. „Was nützt mir mein Wissen über Erziehung, Didaktik und Pädagogik, wenn ich beim Schüler A immer wieder an die Grenzen meiner Geduld komme und dann ein völlig unproduktives Verhalten mit einem Rattenschwanz von weiteren Problemen erlebe?“, hört man immer wieder in dieser oder ähnlicher Form von Lehrkräften, die sich neue Verhaltensmöglichkeiten bei ihren Problemen wünschen.

Für die nachfolgenden Betrachtungen mag zunächst ein kleiner Blick auf das bei der Suche nach Bildungsverbesserungen angewandte Denken weiterführen.

Man bewegt sich bei diesen Reformüberlegungen größtenteils im Rahmen des allgemeinen, in den öffentlichen Bildungseinrichtungen erlernten Denkens. Dessen Grundannahmen sind zum Beispiel:

- Man kann Dinge objektiv beobachten;
- man muss für eine Verbesserung die Dinge bewerten, in gut und schlecht einteilen können; Kritik bringt die Dinge voran;
- alle beobachteten Wirkungen haben Ursachen, die auffindbar und veränderbar sind;
- Abstraktionen sind hilfreich, um die Dinge zu beherrschen;
- mehr Wissen bringt mehr Erfolg;
- die Wiedergabe oder Anwendung von gelerntem Wissen sollte immer möglichst schnell erfolgen;
- um etwas zu verändern, braucht man Wissen, Macht, Zielsetzungen, Vorgaben, neue gute Vorsätze usw.

Angesichts der dadurch tatsächlich erreichten Veränderungen mag ein Zitat von Albert Einstein ein wenig nachdenklich stimmen:

„Man kann ein Problem nie auf der Ebene lösen, auf der es entsteht.“

Wie könnte sich unser Denken und damit unsere Sichtweise tatsächlich verändern, sodass uns im Beruf und im Leben neue oder andere Handlungsmöglichkeiten zur Verfügung stehen? Wie können wir zu einem neuen Standpunkt finden, von dem aus wir die Dinge anders betrachten und auf einer anderen Ebene angehen können?

Eine Möglichkeit besteht darin, dass wir einem Vortrag nicht nur aufmerksam zuhören beziehungsweise aufmerksam lesen, sondern auch die Gelegenheit nutzen, uns in die Dinge einzufühlen, damit das Gehörte oder Gelesene für uns neben der Wissensinformation auch zu einer Erfahrung wird.

In diesem Sinne möchte ich eine kleine Geschichte aus dem Alltag eines Kindergartens anbieten:

Maxl und „die Weiber“

Berichtet hat eine Erzieherin aus einem Kindergarten in einem kleinen bayerischen Dorf.

Der fünfjährige Maxl hatte sie dort mit seinen Späßen schon oft an den Rand ihrer Nervenkraft gebracht. Am meisten ärgerte es sie, dass der Maxl immer wieder, wenn sie etwas über Jungen und Mädchen sagte, mit gepresster Stimme, gleichsam korrigierend, einwarf: „Die Weiber.“ Wurde er ermahnt, dieses Wort doch endlich sein zu lassen, verwendete er noch ganz andere Worte für die Mädchen, die in den Ohren der Erzieherin Peinlichkeit und Scham hervorriefen. Als es ihr endlich gelang, mit Maxl darüber zu reden, meinte dieser nur trocken: „Mein Vater sagt auch: die Weiber.“ Damit war die Erzieherin zunächst mit ihrem Latein am Ende.

Aus persönlichen Gründen nahm sie eines Tages an einem Kurs mit Familienaufstellungen teil. Ihr wurde bewusst, wie sehr sie den Erziehungsstil ihrer Eltern kritisiert hatte. In der Aufstellung konnte sie erkennen, dass sie in ihrer Familie den Platz einer früh verstorbenen Großmutter eingenommen hatte. Dabei fand sie heraus, wie sie sich aus ursprünglicher kindlicher Liebe stets übernommen hatte, für andere da zu sein und für andere mehr als angemessen zu sorgen. Als sie erkannte, dass hinter zahlreichen Problemen in ihrem Leben ihre tiefe Kinderliebe verbunden mit dem innigen Bedürfnis nach Zugehörigkeit zu ihrer Familie zu finden war, wurde sie tief erschüttert. Bei den Stellvertretern der Großmutter und dann auch der Mutter bekam sie im Laufe der Aufstellung zum ersten Mal in ihrem Leben das Gefühl, sich als wirklich unbeschwertes, freies und behütetes Kind zu erleben.

Am Montagmorgen nach dem Kurs erlebte die Erzieherin in ihrer Arbeit im Kindergarten, wie Maxl wieder sein „Die Weiber“ in den Raum warf, als sie etwas über Mädchen sagte. Sie bat die Kinder, sich in einen Kreis zu setzen, und erzählte von ihren neuen Erfahrungen:

„Am Wochenende habe ich eine Fortbildung besucht und dabei habe ich gelernt, dass alle Kinder ihre Eltern lieben. Oft wissen die Kinder es selbst nicht, wie sehr sie das tun. Und auch ich hab' länger gebraucht, bis ich es für mich herausgefunden habe. Von unserem Maxl aber weiß ich jetzt ganz genau, wie sehr er seinen Papa lieb hat.“

Einige Kinder schienen überrascht und murmelten: „Das glaub ich nicht“, andere waren einen Moment nur still. Aus den Augenwinkeln aber sah die Erzieherin, wie sich das Gesicht von Maxl, der sonst immer eine gewisse Düsternis vor sich her trug, aufhellte und wie er zu strahlen begann.

Seine Spezialausdrücke für die Mädchen hat er – wie mir die Erzieherin nach einigen Wochen erzählte – offenbar von dem Zeitpunkt an vergessen.

Geschichten zum Einfühlen soll man nachträglich nicht zu viel erklären.

Man kann aber darüber nachdenken, was in der Beziehung zu Maxl und zu allen anderen Kindern sich ereignet hätte, wenn sie seinen Vater abgewertet hätte, etwa nach dem Motto: „Ich muss mal mit deinem Vater sprechen, damit er weiß, was er seinem Sohn beizubringen hat und was nicht.“ Und wenn sie weitergemacht hätte: „Bei uns, Maxl, lernst du jetzt, wie man anständig über die Mädchen spricht. Und wenn du's nicht lernst, darfst du heute nicht mitspielen.“ All dies hätte zu einer weiteren Kette von Konflikten und oft unlösbaren Problemen führen können. Am Ende einer solchen, an sich kleinen Begebenheit entsteht oft ein Konflikt Eltern gegen Kindergarten, in dem das Kind völlig aus dem Blick gerät und mit seinen Schuldgefühlen über das Auslösen eines Unheils ganz alleine fertig werden muss.

„Ich geh da nimmer hin“, sagt dann manchmal das Kind. Die Eltern fühlen sich bestätigt in ihrer schlechten Meinung über die Qualität des Kindergartens, die Erzieherinnen stufen das Elternhaus eben als schwierig ein, das Kind aber sieht niemand mehr.

Stattdessen hat hier der schlichte Satz genügt: „Von unserem Maxl aber weiß ich jetzt ganz genau, wie sehr er seinen Papa lieb hat.“

Dahinter stand aber ein persönlicher Standpunktwechsel der Erzieherin gegenüber ihren Eltern aufgrund der Einsicht in die eigene tiefe Kinderliebe, die jeden persönlichen Nachteil in Kauf nimmt und die sich nur ändern kann, wenn sie selbst mit innerer Zuwendung und Achtung anerkannt wird. Der „aufsässige“ oder „unbelehrbare“ Maxl mit seinem „schwierigen“ Vater aus einem „rückständigen“ Elternhaus wurde von der Erzieherin von einem anderen Standpunkt aus gesehen, in dem die Liebe des Kindes zu seinem Vater von ihr erkannt und aufgrund eigener Erfahrung nachempfunden wurde.

→

Der Blick in das eigene Elternhaus

Wer im Lehr- und Erzieherberuf nach tragfähigen und grundlegenden Lösungen sucht, kommt manchmal nicht umhin, in das eigene Elternhaus zu schauen. Manche Erzieher und Lehrkräfte lehnen ihre eigenen Eltern mehr oder weniger ab und versuchen es mit den ihnen anvertrauten Kindern auf vielfältige Weise besser zu machen, als es ihre Eltern mit ihnen gemacht haben. Aus diesem Antrieb, es „besser“ machen zu wollen, unternehmen sie in ihrem Beruf große Anstrengungen. Häufig wollen sie mehr machen, als in ihren tatsächlichen Möglichkeiten liegt. Mehr den Kindern beibringen, mehr den Kindern helfen, mehr für die Kinder da sein, den Kindern bessere Eltern sein usw. Wer sich gleichsam bewertend über seine eigenen Eltern stellt, glaubt oft, er müsste den Erziehungsstil auch anderer Eltern korrigieren. Das Studium der Erziehungswissenschaften liefert dazu manchem auch noch die logischen und wissenschaftlichen Begründungen.

In beiden Fällen, wenn die Lehrpersonen bei den Kindern an die Stelle der Eltern zu treten versuchen oder wenn sie im Kind gleichsam dessen Eltern abwertend anschauen, wird die Arbeit im Beruf übermäßig schwer. Über unerträgliche Mühen klagen heute nicht nur Lehrkräfte in Schulen, deren „Überforderung“ und „Burn-out-Symptomatik“ in vielen Untersuchungen belegt sind, sondern auch das Fachpersonal im Kindergarten.

In der so überaus schwer erscheinenden Berufsarbeit wird der tägliche Verstoß gegen grundlegende soziale Ordnungsprinzipien nicht erkannt. Wenn man sich ohne Legitimation, oft aufgrund einer persönlichen Familienverstrickung, über Gleich- oder Vorgeordnete stellt, ist ein langfristiger beruflicher Erfolg nur schwer zu erreichen. Lehr- und Erziehungspersonen, die sich mit der familiären Dynamik in ihrer eigenen Familie auseinandersetzen und zu einer Haltung der Achtung und Anerkennung gelangen, haben es möglicherweise nicht nur in ihrem Beruf etwas leichter. Mit einer achtungsvollen Haltung gegenüber der eigenen Familie kann man auch die Dynamik anderer Familien, auch wenn diese gemessen an eigenen oder den studierten Erziehungsvorstellungen schwer nachvollziehbar erscheint, ebenfalls eher anerkennen und achten. Traditionellen Erziehungsvorstellungen mag es schwer einsichtig sein, dass vielleicht alle Elternhäuser für ihre Kinder im Wesentlichen gleich gut sind. In vielen Fällen sind die bereits im Vorfeld vorhandenen Abwertungen familiärer Eigenheiten das Haupthindernis für eine positive Veränderung. Aufgrund unserer Bewertungen verlieren wir die Verbindung zu den Menschen, von denen wir eine Veränderung erhoffen oder mit denen wir eine Veränderung anstreben. Diese gefühlte, oft im Herzen wahrgenommene Verbindung aber wäre eine Grundvoraussetzung für Veränderung und für eine offene Lernbereitschaft.

Das andere Denken

Wer sich länger mit dem Familienstellen befasst, kommt manchmal zu einer Reflexion über sein eigenes Denken. In den Aufstellungen erlebt man,

- wie sehr Beobachter und der Beobachtete in Wechselwirkung stehen, wie ständig eines das andere beeinflusst;
- wie es immer schwieriger wird, Gut und Böse eindeutig auseinanderzuhalten;
- wie man vorsichtiger mit dem Verteilen von Wertungen auf andere Menschen wird;
- wie Lösungen weniger angestrebt oder vorausgedacht werden, sondern eher überraschend und nicht immer logisch nachvollziehbar auftreten;
- wie sich eine gute Wirkung für alle Beteiligten einstellen kann usw.

Wenn zum Beispiel in einer Familie eine Großmutter sich selbst das Leben genommen hat oder im Kindbett gestorben ist, bekommt sie oft keinen Platz mehr in der Familie. Sie wird nicht mehr erwähnt, die anschließende Stiefgroßmutter, die der Großvater zur Frau für seine Kinder nahm, wird als die Oma bezeichnet. Dies wirkt sich auf später Geborene oft mit schweren Schicksalen aus. Auch hier verhält sich ein Kind oder eine Frau so, als hätte sie keinen Platz in der Familie und im Leben. Und wenn sich dann in einer Familienaufstellung zeigt, dass sich genau diese erste Großmutter für eine nachgeborene Frau als der einzige wirklich erfahrbare Halt im Leben erweist, dann kann unser wertender und moralisch geschulter Verstand dies oft nicht einordnen. Das entlastete und erlebte Körpergefühl der anwesenden Frau aber wird von ihr selbst und allen anderen deutlich wahrgenommen.

Viele Menschen können über die Zusammenhänge, die in Aufstellungen manchmal sichtbar werden, nur staunen oder mit Verwirrung reagieren. Das Denken bleibt ein wenig stehen, der Ablauf der Dinge erscheint anstatt logisch-rational eher akausal zu sein, wie von etwas Größerem gesteuert, dem wir unterliegen.

In diesem Innehalten liegen auch für die pädagogische Arbeit große Chancen.

Denn in vielen schwierigen Erziehungsfragen wäre eine kleine Überlegungspause oft wirkungsvoller als schnelles Eingreifen. Zu dieser Pause kommen wir manchmal über persönliches Betroffensein oder über das Zulassen von Berührtsein.

Vor allem dann, wenn unsere Wut oder Aggression oft blitzschnell geweckt wird, bräuchten wir häufig die Fähigkeit zu einer kleinen Pause vor dem konkreten Handeln. Wenn man auf sein studiertes oder gewohntes Erziehungsrepertoire ein klein wenig verzichten könnte, es nicht gleich für der Weisheit letzten Schluss in jedem Falle hielte, könnte in der Lücke vor einem voreiligen Handeln oder Reden manchmal etwas Neues entstehen, womit man nicht unbedingt gleich gerechnet hätte.

Dazu eine weitere kleine Geschichte als Angebot zum Einfühlen. Sie ist mir neulich selbst passiert, und ich weiß immer noch nicht, ob es Zufall war oder ob mehr dahintersteckt:

Systemische Pädagogik in der S-Bahn – der Verzicht auf Wertungen

Auf der Fahrt in der zur Mittagszeit mit wenigen Fahrgästen besetzten S-Bahn von München nach Erding, wo ich wohne, beginnen drei etwa zehnjährige Buben vor meinen Augen miteinander zu raufen. Halb im Scherz, halb im Ernst steigern sie immer mehr ihre Aggression und Gewalt, tun sich mehr und mehr richtig weh, finden keinen Weg mehr zurück. Auch in mir steigt zwischenzeitlich der Groll auf. Ich überlege, wie ich eingreifen könnte, um sie auseinanderzubringen. Üblicherweise würde ich mich lautstark einmischen oder die Kampfhähne auseinanderziehen.

(Während ich dies schreibe, fällt mir eine frühere Szene auf der Straße vor einem Münchner Gymnasium ein, wo mich ein etwa Zwölfjähriger einmal übel beschimpft und wütend gedroht hatte, weil ich seinen stärkeren Angreifer, der auf ihm lag, von ihm weggezogen hatte.)

Mit meinem Buch in der Hand, das ich aufgrund des Lärms hier in der S-Bahn nicht mehr lesen kann, entscheide ich mich trotz meines inneren Grolls über die Ruhestörung zum Abwarten und Beobachten.

Einer von den dreien tut sich besonders hervor. Er gibt den anderen keine Chance zum Rückzug, fängt immer wieder an. Auf ihn konzentriert sich meine Wut. Am liebsten würde ich ihm eine runterhauen. Dann kugeln wieder alle drei auf dem Boden durch die S-Bahn, werfen ihre Rucksäcke herum, kreischen wie am Spieß.

Nachdem ich durch meine eigenen Aggressionen hindurchgegangen bin, sammeln sich meine Gedanken: Für wen kämpft dieser Junge so verbissen? Wen in seiner Familie vertritt er? Was nimmt er dafür alles auf sich? Wie viel Ablehnung hier von den Fahrgästen in der S-Bahn und auch sonst in seinem Leben, zu Hause und in der Schule nimmt er auf sich? Was er eigentlich will und braucht, bekommt er so am wenigsten, weder von den anderen Kindern noch von seinen Lehrern oder seinen Eltern. Sein verbissener Kampf erinnert mich an eigene einsame und unfruchtbare Kämpfe in meinem Leben.

Auf wen schaut er mit seiner ganzen Liebe? An wen erinnert er? Für wen nimmt er das alles in Kauf? Wer schreit und kämpft? Wem hat er sein Herz in unerschütterlicher Treue versprochen? An wen in seiner Familie muss er mit seinem Verhalten erinnern? Wer in seiner Familie ist im Kampf untergegangen und wurde nie gewürdigt? Wen versucht er mit seiner ganzen Liebe in die Familie gleichsam hereinzubringen? So viel ungestillte Sehnsucht, so viel Schmerz, so viel Liebe ...

Diese und ähnliche Gedanken gehen nacheinander durch mich hindurch, während ich weiterhin still sitzend beobachte.

Da lässt dieser Junge plötzlich von seinen Opfern ab und dreht sich zu mir. Er kniet sich auf die Sitzbank unmittelbar vor mir und schaut mir über die Lehne voll ins Gesicht. Schlagartig ist es still. Sein rundes erhitztes Gesicht ist ganz offen, Spuren des Kämpfens sind zu sehen. Seine tiefen offenen Augen erforschen meine Augen und mein Gesicht. Ich halte ihm reglos stand. Wer schaut mich hier an? – Nach ein paar Schrecksekunden grinst er ein wenig, dreht sich um und rutscht still auf seinen Sitz, zieht seinen Rucksack mit den Schulsachen auf seinen Schoß. Die beiden anderen haben bemerkt, dass sich etwas verändert hat, und halten auch still. Für den Rest der Fahrt sitzen sie wortlos nebeneinander, als wäre nichts gewesen. Beim Aussteigen streift mich noch einmal sein Blick aus den Augenwinkeln, auch als er am Fenster außen vorbeigeht sucht er noch einmal meinen Blick, den ich ernst aber nicht unfreundlich erwidere.

Dann erkenne ich ganz plötzlich, was sich hier ereignet hat: Wir waren miteinander verbunden.

Der Zehnjährige und ich haben miteinander etwas erlebt, von Mensch zu Mensch, möglicherweise mit einer konkreten Auswirkung auf sein Handeln. Eine kleine beglückende Begegnung. Wir waren nicht unterbrochen durch meine abwertende Wut oder durch sonstige Maßnahmen aus dem disziplinarischen Erziehungsbereich. Doch ganz nebenbei und überraschend war eine pädagogische Haltung in Verbundenheit wirksam geworden, aus der heraus eine stille Freude entstand, die mich noch lange begleitete. Vor unseren nächsten möglichen Begegnung in der S-Bahn oder anderswo braucht keiner von uns Angst oder Vorbehalte haben.

Ist nicht diese Verbundenheit auch zwischen Lehrern und Schülern eine wesentliche Voraussetzung für jedes gute und wirkungsvolle Lernen? Wann kann ein Schüler von seinen Lehrkräften wirklich und leicht etwas annehmen und wann muss er sich sträuben?

Ein Schüler kommt zu spät

In der Supervision mit Lehrkräften spielen wir manchmal eine kleine Szene mit dem Problem der zu spät kommenden Schüler, wie es an vielen Schulen vorkommt.

Ich mache den Lehrer, die im Kreis sitzenden Teilnehmer bilden die Schulklasse. Ich bitte einen Teilnehmer, zweimal vor die Türe zu gehen, nach einer kleinen Pause hereinzukommen und sich wortlos an seinen Platz zu setzen. Bei ersten Mal unterbreche ich meinen szenisch angefangenen Unterricht über Mathematik oder Sozialkunde, schaue mit hochgezogenen Augenbrauen auf die Uhr und mache etwa folgende Bemerkungen: „Na, dass Sie auch schon da sind. Immer diese Störungen mit dem Zuspätkommen. Sie halten es wohl nicht einmal für nötig, sich zu entschuldigen, dass Sie den ganzen Betrieb hier aufhalten, wo waren wir denn stehen geblieben“ usw.

Beim zweiten Mal sage ich zu dem sich wortlos hinsetzenden „Schüler“: „Schön, dass Sie da sind. Mir ist Ihr leerer Platz schon aufgefallen. In der Pause können wir miteinander sprechen. Wer von den Mitschülern kann ihm erklären, was wir bisher durchgenommen haben?“ usw.

Dann bitte ich die Teilnehmerinnen und Teilnehmer um Rückmeldungen, wie sie sich beim ersten und beim zweiten Ablauf jeweils gefühlt haben, was sie an sich und an den anderen wahrgenommen haben, wie sie ihre Lernbereitschaft zu dem von mir vertretenen Unterrichtsfach einschätzen usw. Ebenso bitte ich den zu spät gekommenen „Schüler“ um seine Reaktionen.

Immer gab es bisher interessante Gespräche. Zuerst werden die unterschiedlichen Reaktionen mitgeteilt. Meistens geht es in der Tiefe um eine Erfahrung des Getrenntseins, und zwar vom Lehrer und auch untereinander, und um eine Erfahrung des Verbundenseins und der damit einhergehenden Lernbereitschaft.

Kurz danach kommen aber auch kritische Einwände in der Art „Wenn wir dies so machen, kommt bald jeder zu spät.“ Mir geht es hier aber nicht darum, eine Regel für verspätete Schüler aufzustellen, sondern ein Fallbeispiel zum Einfühlen in die Folgen von Lehrerverhalten zu geben. In beiden Fällen wissen wir alle nichts über die tatsächlichen Gründe der Verspätung, urteilen aber im ersten Fall sofort negativ und demzufolge aus unserem Ärger heraus. Die tief greifenden Auswirkungen dieser Reaktion konnten die meisten nachvollziehen. Manche werden auch nachdenklich über unser (Vor-)Urteil, das wir gegenüber unseren Schülern in uns tragen. Im zweiten Fall reagiert der Lehrer, ohne zu urteilen. Der bisher leere Platz des Schülers ist nun besetzt. Der Lehrer nimmt eine kleine innere Beruhigung wahr. Der Schüler hat den Unterricht mit seinen Erklärungen oder Entschuldigungen nicht weiter unterbrochen. Der Lehrer wird mit ihm in der Pause darüber sprechen. Der Schüler wird durch die Bitte des Lehrers, man möge ihm aus der Klasse heraus den Anschluss an den bisher durchgenommenen Stoff ermöglichen, von seinen Mitschülern aufgenommen.

Die Teilnehmer, die diesen Schüler dargestellt hatten, berichteten alle ohne Ausnahme, dass sie im zweiten Fall sehr schnell wieder ruhig und aufnahmebereit wurden. Der erste Fall hat für manche wie ein Schock gewirkt. „Wenn ich das gewusst hätte, was mir hier passiert, wäre ich doch besser gleich zu Hause geblieben“, bekannte einer von ihnen.

Die tiefere Erfahrung beim Erleben von Aufgenommensein und Verbundenheit ist fast paradox: In der Verbundenheit werden viele Menschen in ihren aufgewühlten Gefühlen und Verstandesunruhen sehr schnell wieder ruhig. Sie sehen sich ganz schnell in der Lage, sich einer Sache, um die es hier geht, also dem Lerngegenstand voll zuzuwenden. Diese Verbundenheit macht frei, auch frei zum Lernen und zum Beschäftigen mit dem, was ansteht.

Das Gelingen einer sog. intrinsischen Motivation mag hier ihren Ausgangspunkt haben.

„Schulgeschädigt“

Von vielen Menschen, auch von erfolgreichen, höre ich oft, dass sie sich als „schulgeschädigt“ bezeichnen. Sie tragen irgendeinem Lehrer oder einer Lehrerin etwas nach, das ihnen damals wehgetan oder sie verletzt hatte. Geschichten von negativen Erfahrungen aus der Schule oder auch aus dem Kindergarten kann fast jeder von uns sofort beisteuern. Wie sich die Psychologie ausgiebig mit Kindheitserlebnissen und ihren Einwirkungen auf das spätere Leben befasst hat, könnte sich eines Tages eine „Schulpsychologie“ mit Auswirkungen von Schulerlebnissen zum Beispiel auf die spätere Einstellung zum Lernen befassen. Ich wurde einmal zur Beratung in einen Betrieb gerufen, weil dort immer dann, wenn neue Lernanforderungen für die Mitarbeiter angekündigt wurden, die Krankheitsmeldungen sprunghaft anstiegen.

Verletzungen und Heilungen

Freilich werden in unseren Schulen und Kindergärten die Kinder oft ganz unterschiedlich behandelt. Wer sich verletzt fühlt, fühlt sich häufig im Recht. Wer sich im Recht fühlt, meint, er könnte vom anderen etwas fordern. Dem Fordernden aber verschließt sich oft das Gegenüber.

Kann man erlittene Wunden auch anders heilen, als etwas zu fordern?

Auf einem Foto von meiner ersten Klasse in der Volksschule zähle ich 53 Jungen. Daneben steht ein Lehrer, der als junger Mann im Krieg war und soeben in der Lehrerbildungsanstalt seine Ausbildung zum Lehrer abgeschlossen hat. Unter den 53 Kinder hat ein großer Teil seinen Vater im Krieg verloren, andere Väter waren vermisst oder noch in Gefangenschaft. Ein anderer Teil der Kinder gehörte zur Gruppe der Heimatvertriebenen. Kann man sich die Erwartungen dieser Kinder an ihren Lehrer vorstellen? Ein jeder wollte etwas anderes von ihm. Natürlich konnte er diese Erwartungen nicht erfüllen. Er wanderte mitten im Schuljahr nach Amerika aus, und wir haben ihn als einen ruhigen, unauffälligen Erwachsenen in guter Erinnerung. Doch nach ihm kam ein ehemaliger Unteroffizier, der den Erwartungen seiner Schüler standhielt, indem er uns täglich prügelte und schlug. Er wollte auch überleben. Als wir uns nach 45 Jahren als 50-Jährige zum Klassentreffen das erste Mal wieder trafen, wollte sich keiner zu diesem alten Lehrer setzen. „Setz du dich zu ihm, du bist doch auch Lehrer“, sagte einer zu mir. Der alte Lehrer erzählte mir dann von seinem schon jahrelangen Aufenthalt in der Nervenheilanstalt, wo er als Pflegefall untergebracht war, und wie sehr er sich auf ein Wiedersehen mit seiner ersten Klasse nach Krieg und Gefangenschaft gefreut hatte. Viele ehemalige Schüler werden später zu lebenslangen Kritikern der Schule. Manche fechten über ihre eigenen Kinder wieder ihre Kämpfe mit der Schule aus, so als woll-

ten sie jetzt als Erwachsene über ihre damaligen Erlebnisse endlich Genuß. Andere bringen als Journalisten und Buchautoren das Leiden an der Schule zum Beispiel als „Das Lehrer-Hasser-Buch“⁴ zum Ausdruck. So kommt auch das Leiden der Eltern schulpflichtiger Kinder in Leserbriefen zum Vorschein und gibt den Kritikern neue Nahrung und das Gefühl des unendlichen Rechthabens gegenüber der Misere der Schule und ihren unfähigen Lehrern. Da man genau dieses ewige, unbelehrbare Rechthaben vorher den Lehrern zum Vorwurf gemacht hatte, sitzt man nun mit ihnen in einem Boot. In diesem Boot wird nun eifrig gleichzeitig vorwärts-, rückwärts-, gar nicht oder mit Nachdruck gerudert.

Was könnte so ein Boot, in dem Ruderer mit unterschiedlichsten Vorstellungen über Kurs Tempo sowie mit den allergrößten gegenseitigen Ressentiments sitzen, vorwärtsbewegen?

Menschen, denen es gelungen ist, schwerste Verletzungen hinter sich zu lassen, wissen, dass „am Schmerz und an der Wut festzuhalten der Samen für Krieg ist“. Sie berichten, dass man Vergebung körperlich fühlen kann, und sie sind in ihrer Dankbarkeit, die sich ebenfalls mit einem Wohlfühlen im ganzen Körper wahrnehmen lässt, nicht mehr bereit, auf dieses Gefühl jemals wieder zu verzichten⁵.

Der Dank

Der Autor Dietmar Bittrich schreibt wie viele andere auch über seine schmerzhaften Erlebnisse des Ausgeliefertseins in der Schule.⁶ Und er berichtet, wie er zu seinem eigenen Erstaunen dieses als Erwachsener fortgesetzt und gesteigert hat, indem er einen Weg zur Erleuchtung bei neuen weisen Lehrern und Gurus suchte. Dort erlebte er, wie „alle Konflikte in allen Beziehungen, die wir jemals im Leben hatten, in der Beziehung zum Lehrer wieder auftauchen. Sogar deutlicher und verschärft.“ Irgendwann aber hatte er dann genug von seinen Erfahrungen mit der Suche nach Erleuchtung bei diesen Lehrern und fuhr nach Hause.

Und dann schreibt er:

„Zu Hause habe ich dann, um mal etwas ganz anderes zu tun, meinen alten Lateinlehrer eingeladen. Ich habe ihm meine Wertschätzung und meinen Dank ausgedrückt. Und was soll ich sagen? Er wirkte erleuchtet!“

Einen Weg zur Dankbarkeit gegenüber den eigenen Lehrern, Erziehungspersonen und auch gegenüber den gesellschaftlichen Kräften, die diese Einrichtungen tragen, zu finden dauert oft lange und ist für die meisten von uns ein mühsamer Prozess. Manchmal brauchen wir dazu Hilfe. Für ein erfülltes und freudvolles Wirken in Erziehungs- und Lehrberufen könnte dieser Prozess der Entwicklung von Dankbarkeit eine gute Grundlage bilden. Dabei die spezielle Würde dieser Berufe zu entdecken und lebendig mit zu tragen, könnte Trennendes überwinden und Gemeinsames

oder das Verbundene zum Wohle unserer Kinder wirksam und nachhaltig fördern: in dieser Verbundenheit könnte sich ein Erziehen und Lernen gestalten, das Freude bei allen Beteiligten auslöst, lebensstüchtig macht und frei.



Günter Schricker

Über 30 Jahre als Lehrer, in der Schulverwaltung und Lehrerbildung tätig, Supervisor, niedergelassen in eigener Praxis für Psychotherapie und Familientherapie in Erding,

www.praxis-schricker.de

Anmerkungen

- ¹ Initiatoren dieser großen Onlineumfrage waren die Unternehmensberatung McKinsey, der Stern, das ZDF und AOL. Veröffentlicht wurden die Ergebnisse unter anderem im ADAC-Heft Juni 2004, S. 3, angegebene Quelle: Perspektive Deutschland 2004 (Schlechter gestellt als die öffentlichen Schulen waren in dieser Umfrage nur noch Deutscher Bundestag, Rentenversicherung, Agentur für Arbeit und politische Parteien).
- ² Focus S. 59, 19/2005.
- ³ Focus S. 59, 19/2005.
- ⁴ Lotte Kühn, Das Lehrer-Hasser-Buch, Eine Mutter rechnet ab, München 2005.
- ⁵ Eva Kor, Von Mengeles Labor zu Vergebung und Heilung. In: Praxis der Systemaufstellung 1/2006, S. 22f.
- ⁶ Dietmar Bittrich, Die Autorität des Lehrers. In: connection spirit 1/2006, S. 20.